

Edgar Hilsenrath
Fuck America



Edgar Hilsenrath

Fuck America

Bronskys Geständnis

Roman

Herausgegeben von
Marlene Hilsenrath

Eule der Minerva Verlag

Homepage des Autors:
www.hilsenrath.de

Homepage des Verlags:
www.eulederminerva.de

Eule der Minerva Verlag, Berlin
1. Auflage 2012

Sonderausgabe (Cover von Henning Wagenbreth)
doi: 10.4444/10.4.de
ISBN 978-3-943334-02-9

Copyright © 2012 Owl of Minerva Press GmbH

PROLOG

ODER »FUCK AMERICA«

Eilbrief
An den
amerikanischen Generalkonsul
Clausewitzstraße 3b
Berlin

10. November 1938

Sehr geehrter Herr Generalkonsul!

Seit gestern brennen unsere Synagogen. Die Nazis haben mein Geschäft zertrümmert, meinen Schreibtisch ausgeleert, meine Kinder aus der Schule gejagt, meine Wohnung in Brand gesteckt, meine Frau vergewaltigt, mir die Hoden zerschmettert, mein Vermögen beschlagnahmt und mein Bankkonto gesperrt. Wir müssen auswandern. Es bleibt uns nichts anderes übrig. Es wird noch schlimmer werden. Zeit ist knapp. Könnten Sie mir, sehr geehrter Herr Generalkonsul, innerhalb von drei Tagen Einwanderungsvisen nach Amerika beschaffen?

Hochachtungsvoll
Nathan Bronsky

P.S. Ich wohne seit vierzig Jahren in Deutschland, und zwar in Halle an der Saale, stamme aber aus Galizien, einer Provinz, die heute zu Polen gehört.

An den
polnischen Juden Nathan Bronsky
wohnhaf in Deutschland
Königstraße 10
Halle an der Saale

10. Juli 1939

Sehr geehrter Herr Bronsky!

Ihr Eilbrief liegt seit acht Monaten auf meinem Schreibtisch. Ich kam erst heute dazu, ihn zu lesen. Beiliegend finden Sie einige Antragsformulare, die Sie ausfüllen und an meine Adresse zurückschicken können. Leider muß ich Ihnen mitteilen, daß die Aussichten auf eine schnelle Einwanderung nach Amerika für Sie und Ihre Familie schlecht stehen. Sehen Sie, sehr geehrter Herr Bronsky, Hunderttausende von Juden wollen plötzlich nach Amerika. Wir können aber nur eine begrenzte Anzahl von ihnen hereinlassen, weil Amerika ein Paradies ist, dessen Einwanderungspolitik seit den zwanziger Jahren durch ein geschickt ausgeklügeltes Quotensystem bestimmt wird, ein Quotensystem, sehr geehrter Herr Bronsky, das die Einwanderungswellen fremdstämmiger und wesensfremder Elemente aus überseeischen Ländern im Interesse einer tonangebenden, rein weißen-angelsächsisch-protestantischen Wählerschaft aufs schärfste eindämmt. Die Wartelisten für verfolgte Juden sind deshalb lang. Sehr lang. Hunderttausende von Namen mit ihren Quotenregistrierungsnummern sind bereits auf den Wartelisten vorgemerkt. Wenn Sie die Antragsformulare schnell ausfüllen und an

mich zurückschicken, dann könnte die Familie Bronsky – und das ist optimistisch – unter den gegebenen Umständen in zirka dreizehn Jahren an die Reihe kommen. Ich schätze also – unter Voraussetzung, daß die für die Einwanderung erforderlichen Bürgschaften von Ihnen im Laufe der Jahre beschafft werden können, ebenso wie sonstige notwendige Unterlagen, Nachweise, Papiere und Dokumente –, daß ich Ihnen und Ihrer Familie, sehr geehrter Herr Bronsky, im Jahre 1952 die betreffenden Einwanderungsvisen ausstellen kann.

Hochachtungsvoll
Der amerikanische Generalkonsul

An den amerikanischen Generalkonsul
Clausewitzstraße 3b
Berlin

12. Juli 1939

Sehr geehrter Herr Generalkonsul!

Die Zeit wird immer knapper. Der Krieg steht vor der Tür. Ich sehe schreckliche Dinge auf uns zukommen. Haben Sie Erbarmen! Täglich spreche ich mit meinem Magengeschwür. Das erzählt mir seltsame Dinge: Es erzählt mir von Gaskammern und Erschießungskommandos. Es erzählt mir von schwarzem Rauch. Die Nazis werden alle Juden umbringen. Uns auch. Haben Sie Erbarmen, sehr

geehrter Herr Generalkonsul, und schicken Sie uns auf schnellstem Wege die Einwanderungsvisen!

Hochachtungsvoll
Nathan Bronsky

An den polnischen Juden Nathan Bronsky
wohnhafte in Deutschland
Königstraße 10
Halle an der Saale

24. August 1939

Sehr geehrter Herr Bronsky!

Vor einiger Zeit versuchte ein jüdisches Flüchtlingsschiff bei uns zu landen. Es handelt sich um den bekannten Fall der St. Louis. Trotz Tausender von Telegrammen, mit denen unser Präsident Franklin D. Roosevelt bestürmt wurde, blieb uns nichts anderes übrig, als die Flüchtlinge, mangels gültiger Einwanderungsvisen, wieder aufs Meer hinauszujagen. Diese Tatsache zeigt am deutlichsten, daß nicht einmal unser Präsident Franklin D. Roosevelt, der – was Sie wahrscheinlich wissen – große innenpolitische Schwierigkeiten hat, es sich leisten kann, die antisemitische Stimmung einiger bestimmter, aber sehr zahlenstarker Gruppen innerhalb des amerikanischen Mittelstandes einfach zu übersehen oder sich dem Druck des isolationistischen und antisemitischen Flügels im Parlament – im so-

genannten »congress« – zu widersetzen, um eine Änderung der Einwanderungsquoten zugunsten jüdischer Flüchtlinge zu erwirken. Sie sehen also, sehr geehrter Herr Bronsky, daß es keinen Zweck hat, mich, den amerikanischen Generalkonsul, mit weiteren Briefen zu belästigen. Übrigens – und das unter uns – ist es den Regierungen aller Länder auf diesem Planeten im Grunde scheißegal, ob sie Euch alle umbringen oder nicht. Das Judenproblem ist ihnen zu lästig, und keiner will wirklich was damit zu tun haben. Was uns betrifft, das heißt, die Regierung, die ich als Generalkonsul vertrete, da kann ich Ihnen nur sagen: Wir haben genug von Euch Judenbastards in Amerika. Die überfüllen unsere Universitäten, drängen sich in Spitzenpositionen und werden immer frecher. Schicken Sie mir die Antragsformulare zurück, und warten Sie gefälligst dreizehn Jahre. Sollte Ihre Prophezeiung stimmen mit den Gaskammern und den Erschießungskommandos, dann rate ich Ihnen, schon jetzt ein Testament zu machen und den Einwanderungswunsch der Familie Bronsky deutlich zu formulieren, damit Ihr Testamentsvollstrecker im Jahre 1952 – dem Jahr der voraussichtlich gültigen Einwanderungsvisen – Eure Asche wunschgemäß nach Amerika schickt.

Hochachtungsvoll
Der amerikanische Generalkonsul

TAGEBUCH-EINTRAGUNG

New York, März 1953

Ich habe die verzweifelten Briefe meines Vaters aus der Mottenkiste geholt. Auch die Antworten des amerikanischen Generalkonsuls. Ich habe mir die Briefe laut vorgelesen, den Wortlaut beim Lesen ein bißchen verändert, wie das so meine Art ist, oder um die Wahrheit herauszufinden, die zwischen den Zeilen steht.

In meiner Vorstellung hat der Generalkonsul ein knochiges Gesicht und dünnes, graues, sorgfältig gescheiteltes Haar. Wenn er die Judenbriefe liest, flammt es lüstern in seinen kaltblauen Augen auf. Ich frage mich, ob er sich einen abwickelt, wenn er die Judenbriefe in den Papierkorb schmeißt.

Ich sehe einen Riesenpapierkorb mit den Briefen der zum Tode Verurteilten. Ich sehe eine Tränenflut aus dem Papierkorb ausbrechen. Ich höre die Stimme der Sekretärin aus dem Nebenzimmer: »Herr Generalkonsul. In Ihrem Büro ist eine Überschwemmung!«

Ich möchte mit irgend jemand über den Generalkonsul sprechen. Der geeignete Ort wäre die Emigrantencafeteria Ecke Broadway und 86. Straße. Die Emigranten dort wissen Bescheid. Dort kennt mich auch jeder. Jeder weiß: Das ist Jakob Bronsky, der Sohn von Nathan Bronsky. Wie wäre das, so frage ich mich, wenn die Emigranten in der Cafeteria nicht wüßten, wer ich bin?

So stell' ich mir das vor:

Ich habe die New York Times vom 22. Mai 1953 gekauft, um zu sehen, wie es mit dem Krieg in Korea steht. Die Times ist gerade ausgeliefert worden. Es ist fast zwei Uhr morgens. Ich überfliege die Schlagzeilen, stelle fest, daß sie leiser geworden sind, schlendere den Broadway entlang in Richtung 86. Straße. Die Nutten an den Straßenecken kennen mich vom Sehen. »Na, du alter Mutterficker. Willst du 'ne schnelle Nummer schieben?«

»Nee, danke.«

»Fünf Piepen. Bloß fünf Piepen.«

»Nee, danke.«

»Wie ist's mit vier Piepen? Ich lutsch' dir einen ab!«

»Nee, danke.«

»Mach's heut' billig für dich, Junge. Wirklich billig. Weil ich 'ne gute Nachricht gekriegt hab'. Mein Freund kommt nämlich aus Korea zurück. Man spricht von Frieden.«

»Nee, danke.«

Die Emigrantencafeteria Ecke Broadway und 86. Straße ist die ganze Nacht geöffnet. Ich weiß, daß die Klimaanlage nach Mitternacht abgestellt wird; Tür und Fenster werden dann aufgerissen. Aber heute sind die Fenster merkwürdigerweise geschlossen, die Eingangstür zwar offen, aber nur einen Spalt weit. Beim Eintreten schlägt mir verbrauchte Luft entgegen. Ich sehe die Emigranten. Eigentlich hast du dich verspätet, denke ich. Es ist bereits zwei Uhr morgens. Und insgeheim wundere ich mich, daß die Emigranten noch da sind, denn sonst gehen sie immer schon so gegen Mitternacht nach Hause.

So stell' ich mir das vor:

Keiner kennt mich. Keiner weiß mehr, daß ich Jakob Bronsky bin, der Sohn von Nathan Bronsky. Ganz hinten, am letzten Tisch, sitzt der Emigrant Grünspan, früher mal im Textilgewerbe, in Amerika Verkäufer bei Woolworth, zeitweise bloß, sozusagen vertretungsweise, im Augenblick arbeitslos. Grünspan schreibt Luftpostbriefe und hat sich von den anderen abgesondert. Ich setze mich an seinen Tisch.

Grünspan schiebt die Luftpostbriefe beiseite, auch die Schokoladentorte und den verwässerten Kaffee. »Ich heiße Jakob Birnbaum«, sage ich, um ihn zu täuschen. »Bin seit einem Jahr in Amerika.«

»Sie sind aus Deutschland?«

»Ja. Aus Deutschland.«

Grünspan nickt. Er sagt: »Ich auch. Aus Deutschland.«

So stell' ich mir das vor:

Er hat wirklich keine Ahnung, wer ich bin.

Ich frage: »Haben Sie mal was von einer Familie Bronsky gehört? Aus Halle an der Saale?«

»Nie gehört«, sagt Grünspan.

»Ich kannte sie zufällig«, sage ich. »Sie waren aus meiner Stadt.«

»Ja«, sagt Grünspan.

»Eine ganz normale Familie«, sage ich. »Der Alte war Kaufmann, lebte fürs Geschäft – einen Möbelladen –, die Frau hockte in der Küche. Da war noch ein Sohn: Jakob.«

»Auch normal?«

»Damals ja«, sage ich. »Durchschnittsschüler. Schlechter Turner. Schrieb Gedichte.«

»Wenn er Gedichte schrieb, dann war er nicht normal«, sagt Grünspan.

»Vielleicht«, sage ich.

»Ich weiß nicht, was aus den Bronskys geworden ist«, sage ich. »Sie wollten nach der Kristallnacht nach Amerika, aber die Tore Amerikas waren versperrt.«

»Hunderttausende wollten nach Amerika, als der Krieg schon vor der Tür stand«, sagt Grünspan, »und die Tore Amerikas waren versperrt.«

»Ja«, sage ich.

»Ja«, sagt Grünspan.

»Es ist die Schuld des amerikanischen Generalkonsuls«, sage ich.

»Des Generalkonsuls?«

»Des Generalkonsuls!

Raten Sie mal, was aus den Bronskys geworden ist?«

»Ich nehme an, daß sie vom Krieg überrascht worden sind.«

»Da haben Sie recht.«

»Ich nehme an, daß sie von den Nazis deportiert wurden.«

»Das könnte sein.«

»Ich nehme an, daß sie in Auschwitz vergast wurden.«

»Das könnte sein.«

»Oder in Treblinka.«

»Das könnte sein.«

»Oder woanders.«

»Das könnte sein.«

»Es ist natürlich auch möglich, daß sie von den Nazis erschossen wurden«, sagt Grünspan. »Oder sie sind in einem Ghetto verhungert oder in einem KZ.«

»Alles ist möglich«, sage ich. »Es ist auch möglich, daß sie den Krieg überlebt haben.«

»Möglich schon«, sagt Grünspan. »Aber unwahrscheinlich.«

»Warum sollte es unwahrscheinlich sein«, sage ich vorsichtig. »Schließlich haben andere den Krieg überlebt. Sie zum Beispiel. Oder ich.«

»Wir sind Ausnahmen«, sagt Grünspan.

»Ausnahmen?«

»Ausnahmen.«

»Nehmen wir an, die Bronskys hätten den Krieg überlebt«, sage ich.

»Nehmen wir's an«, sagt Grünspan.

»Wie stellen Sie sich das vor?«

»Ich weiß nicht«, sagt Grünspan. »Ich habe keine Phantasie.«

»Ich habe Phantasie«, sage ich. »Wenigstens bilde ich mir das ein.«

Grünspan lacht. »Na schön«, sagt er. »Sie sind ein Mann mit Phantasie. Wie haben die Bronskys den Krieg überlebt?«

»In einer Mülltonne«, sage ich.

»In einer Mülltonne?«

»In einer Mülltonne.

Es könnten auch drei Mülltonnen gewesen sein«, sage ich.

»Drei Mülltonnen sind besser. Da haben Sie recht.«

»Drei Mülltonnen.«

»Drei Mülltonnen.«

Ich sage: »Eine mittlere deutsche Stadt. Ein altes, kleines Haus. Ein Hinterhof mit drei Mülltonnen.«

»Was für Leute wohnten in dem Haus?«

»Dort wohnten die anständigen Deutschen.«

»Gegner der Nazis?«

»Leute vom passiven Widerstand«, sage ich. »Sie wußten, daß die Bronskys umgebracht werden sollten, und sie hatten sich in den Kopf gesetzt, das Leben der Bronskys zu retten.«

»Das Leben von drei Juden?«

»Drei Juden.

Stellen Sie sich vor«, sage ich. »Wie die Juden in den Mülltonnen hocken. Sie haben sich Mehlsäcke, Pappkartons, auch Hutschachteln über die Köpfe gestülpt. Jeden Morgen kommen die anständigen Deutschen verschlafen aus ihren Wohnungen, kippen ihren Müll aus, kichern mitleidig, sagen aber nichts. Auch die Müllmänner halten die Schnauze, ehemalige Kommunisten, ebenfalls vom passiven Widerstand.«

»Eine rührselige Geschichte.«

»Jawohl.«

»Kam die SS vorbei?«

»Nur einmal. Nachts. Ein einzelner SS-Mann. Brachte sein Mädchen nach Hause. Schob eine Nummer mit ihr im Hinterhof vor den Mülltonnen, pinkelte dann gegen

die eine Mülltonne, wo der Alte drin saß, merkte aber nichts von den Juden.«

»Das Mädchen hat nichts verraten?«

»Nein. Es hat nichts verraten.

Nur manchmal wurde es brenzlich«, sage ich, »und zwar nachts, wenn die Ratten kamen. Dann wollte Nathan Bronsky aus der Mülltonne herausspringen.«

»Hat er's getan?«

»Nein. Er hat es nicht getan.«

»Die Geschichte ist nicht glaubhaft«, sagt Grünspan. »Lassen Sie sich was anderes einfallen.«

»Also gut«, sage ich. »Nehmen wir an ...«

»Nehmen wir was an?«

»Daß die Bronskys sich nicht in den Mülltonnen versteckt hielten, sondern im Keller.«

»Im Keller?«

»Im Keller!«

»Bei den anständigen Deutschen?«

»Bei den anständigen Deutschen!

Sie hielten sich jahrelang im Keller versteckt«, sage ich. »Die anständigen Deutschen teilten ihr Brot mit ihnen, auch der Hausmeister, der Parteimitglied war.«

»Ein Nazi?«

»Kein Nazi.«

»Einer, der so tat, als ob er einer wäre?«

»Jawohl.

Der Alte wurde trübsinnig«, sage ich. »Der Keller hat ihn kaputtgemacht. Auch die Frau.«

»Und Jakob?«

»Ich weiß nicht«, sage ich. »Jakob wurde stumm. Er hat jahrelang kein Wort gesprochen.«

»Aber Gedichte geschrieben?«

»Nein«, sage ich. »Jakob schrieb keine Gedichte mehr.

Und eines Tages war der Krieg zu Ende«, sage ich. »Die Bronskys taumelten aus dem Keller. Es war Frühling.«

»Ich fange an, mich für Ihre Geschichte zu interessieren«, sagt Grünspan. »Erzählen Sie weiter!«

»Als die Bronskys zum ersten Mal nach Jahren die Sonne sahen, wollte der alte Bronsky weinen, aber er konnte nicht. Auch seine Frau wollte weinen. Und auch Jakob. Es klappte nicht.

›Gib mir deinen Spiegel«, sagte Nathan Bronsky.

›Ich habe keinen«, sagte seine Frau.

›Doch, du hast einen«, sagte Nathan Bronsky. ›Der muß noch in der alten Handtasche drin sein.«

›Ich werde nachsehen«, sagte seine Frau.

›Mach schnell«, sagte Nathan Bronsky. ›Such den Spiegel. Es ist wichtig.«

Nathan Bronsky blickte lange in den Spiegel«, sage ich.

»Dann gab er den Spiegel seiner Frau und auch Jakob.

›Unsere Augen haben sich verändert«, sagte seine Frau.

›Das stimmt«, sagte Nathan Bronsky.

›Ohne Glanz«, sagte seine Frau.

›Du hast recht‹, sagte Nathan Bronsky. ›Unsere Augen haben keinen Glanz mehr.‹

›Ich glaube, wir haben unsere Seelen im Keller verloren‹, sagte Nathan Bronsky.

›Das glaube ich auch‹, sagte seine Frau.

›Wir können sie suchen‹, sagte der alte Bronsky..

›Im Keller?‹ fragte seine Frau.

›Im Keller‹, sagte der alte Bronsky.

Sie gingen zurück in den Keller, um ihre Seelen zu suchen, aber sie konnten sie nicht finden. Sie riefen den Hausmeister. Und der kam mit einer Taschenlampe. Aber auch er konnte die Seelen der Bronskys nicht finden.«

»Erzählen Sie weiter«, sagt Grünspan.

Ich nicke und sage: »Sehen Sie, Herr Grünspan. So war das.«

»Die Geschichte muß aber weitergehen.«

»Natürlich geht sie weiter.

Ich stelle mir vor«, sage ich, »daß die Bronskys dann auf den jüdischen Friedhof gingen. Dort trafen sie einen Rabbiner; der war sehr alt, viel älter als der alte Bronsky, der eigentlich gar nicht alt war.

›Rabbi‹, sagte Nathan Bronsky. ›Wir haben unsere Seelen verloren. Wir haben sie im Keller gesucht, aber wir konnten sie nicht finden.‹

›Habt ihr in euren Augen gesucht?‹

›Ja, das haben wir.‹

›Das ist schlimm‹, sagte der Rabbi.